

Brasilien: Der Wert der Landwirtschaft

Die Aufnahme ins Supermarktsortiment gilt auch in Brasilien als ein wichtiger Erfolg für Bio- und FairTrade-Produkte. Der Schritt „raus aus der Nische, rein in die Regale“ signalisiert Akzeptanz und eröffnet die Hoffnung auf höheren Absatz und neue Käufergruppen. Zahlreiche Produkte haben diesen Sprung bereits geschafft: Im Angebot brasilianischer Supermarktketten wie *Guanabara* und *Master* finden sich Rohrzucker, Kekse und Süßigkeiten, Wein und *Cachaca*, der Schnaps für den *Caipirinha*, ebenso wie organisch angebautes Gemüse, Obstsäfte, Brotaufstrich, Reis, „pommersche“ Bohnen, Naturheilmittel, Mehl, Mate, der traditionelle Tee, Honig und vieles mehr.

„Rückwärts gewandte Romantiker“

Der Anfang des Biolandbaus vor über dreißig Jahren war allerdings schwer, erinnern sich Loro Natal Bosembecker und seine Frau Luisa Helena. Wie viele andere Familien in Rio Grande do Sul und anderen Bundesstaaten im Süden Brasiliens sind sie Nachfahren deutschstämmiger Einwanderer aus dem Hunsrück, aus Pommern, aus Berlin oder Holstein, die seit dem frühen 19. Jahrhundert in großer Zahl ins Land kamen.

Auch sie waren in den 1970er Jahren den Verlockungen der Grünen Revolution erlegen, die auf den ersten Blick für die Bauern so vielversprechend schienen. Regierung und Agroindustrie hämmerten den Kleinbauern ein, dass Hohertragssorten, Dünger, Pestizide und Mechanisierung die Zukunft der Landwirtschaft seien. Manches sprach auch aus Sicht der Bauern dafür. Denn für die ausgelaugten Böden mit ihrer geringen Produktivität und die geringen Einkommen schienen Kunstdünger und neues Saatgut die richtige Antwort. Zudem gab es kräftige Unterstützung für Betriebe, die auf Tabak, Soja und andere industrielle Rohstoffe und Exportprodukte umstellten. Die Agroindustrie lieferte alles – von Saatgut über Dünger bis Beratung. Oft nahmen die Konzerne das Produkt auch ab, etwa Soja oder Tabak. Der Bauer brauchte sich praktisch um nichts anderes zu kümmern als um sein Feld, seine Pflanzen und die Ernte. Noch heute verspricht die Agroindustrie blühende Landschaften wie auf dem riesigen Plakat des Agrokonzerns *Pioneer* am Straßenrand: goldgelbe Getreidefelder, sattgrüne, kräftige Sojapflanzen, ein sympathischer Vertreter von *Pioneer*, der zufrieden dreinblickenden Bauern die Vorteile der Grünen Revolution darlegt.

Für die Familie Bosembecker wurde das Experiment zum Desaster. Nach wenigen Jahren konnte sie sich von ihren gut 20 Hektar Land kaum noch ernähren. Die Agrargifte für Soja, Tabak und Pfirsiche hatten Loros Gesundheit ruiniert. So entschloss er sich zu einem klaren Schnitt: Keine Chemie mehr auf den Acker, keine Herbizide, keine Pestizide, keine Fungizide, kein Kunstdünger. „Ökonomisch war das eine Katastrophe“, erinnert sich seine Frau Luisa. Aber aufgeben und in die Stadt ziehen, das wollten sie unter keinen Umständen. Sie hatten keine Ausbildung. Und hier waren die Nachbarn, die Freunde, die alten Eltern.

Um zu leben, verkauften sie Land, borgten sich Geld von Nachbarn und betrieben Kleinhandel. Mit der Zeit begann sich der organische Landbau auszuzahlen. Durch den Anbau von Hülsenfrüchten (Leguminosen) hat sich der verseuchte Boden erholt,

die Muttererde ist schwarz, saftig und einen halben Meter tief. Heute sieht Loro's Feld so ganz anders aus als die Pioneer-Werbung: Kraut und Rüben, ein Stück mit *Tapioka*, ein Acker mit Süßkartoffeln, verschiedene Obstbäume, ein Wäldchen, ein kleines Reisfeld am Hang, Zwiebeln, ein Misthaufen, Stroh, Hühner, Kühe und ein fettes Schwein. Bei Bosembeckers sieht es fast so aus wie auf einem deutschen Bauernhof in alten Bilderbüchern.

Wie viel sie heute mit ihren elf Hektar verdienen? Schwer zu sagen, druckst Loro. Er hat auch immer noch Schulden. „Aber ich mache das nicht, um reich zu werden“, erklärt er. Wichtig seien ihm die Gesundheit, der Verkauf auf den Wochenmärkten, die Familie, die Kirchengemeinde, die Kooperative – kurz: die „Agroökologie“. Und er sei glücklich, versichert er glaubwürdig. Den meisten nicht-ökologischen Bauern ginge es weitaus schlechter, weil die Preise für Tabak, Zwiebeln, Kartoffeln oder Bohnen momentan so niedrig seien.

Jede Woche ist Loro drei oder vier Tage auf einem der Biomärkte in der Umgebung, um die eigenen Produkte und die der anderen Mitglieder der Gruppe zu verkaufen. Anfangs war es gar nicht so einfach, Mitstreiter zu finden. Die Nachbarn beäugten den Aussteiger aus der modernen Landwirtschaft misstrauisch, betrachteten ihn als rückwärts gewandten Romantiker. Eine Umstellung dauert mindestens drei Jahre, bis sich die Böden einigermaßen erholt haben und die Felder wieder genug abwerfen – die müssen überbrückt werden. Der Wunsch nach der Komplettlösung, dem 'Paket' aus Saatgut, Dünger, Chemie und Abnahme der Ernte, ist eine der häufigsten Fragen, mit denen sich die organische Landwirtschaft und die Kooperativen konfrontiert sehen. Doch es gibt keine vorgefertigten, einfachen Lösungen. Praktisch alles mussten die Öko-Pioniere von Rio Grande do Sul selbst organisieren, Dünger, Saatgut, Schädlings- und Unkrautbekämpfung, Verarbeitung und Vermarktung ebenso wie technische Beratung, Training und Marktinformationen, weil die Agrarberater der staatlichen EMATER meist auf die industrielle Landwirtschaft und gegen die Agroökologie eingeschworen waren. Drei Mitstreiter aus den Anfangstagen haben denn auch bald wieder aufgegeben, weil der Erfolg zu lange auf sich warten ließ. Und noch heute wollen viele Nachbarn nicht glauben, dass die Bosembeckers wirklich ohne Chemie über die Runden kommt, lacht Loro, „sie glauben, dass wir heimlich spritzen.“

Anfangs lief der Verkauf nicht so gut, weil die Bioprodukte weniger ansehnlich waren. Doch jetzt boomt der Absatz. Der Gemüsemarkt direkt gegenüber der Präfektur auf dem schönsten Platz der Distrikthauptstadt Pelotas bietet verschiedene Gemüse, dicke Süßkartoffeln, Maniok, Zwiebeln, weißen, gelben und tiefroten Mais, Tomaten, Päckchen mit Bohnen, Rohrzucker und Reis, alles aus agroökologischem Anbau. „Am Abend wird das meiste verkauft sein“, versichert Loro, der eine grüne Kappe und ein T-Shirt mit dem Logo der Bauern-Kooperative „Sul ecológica“ trägt.

Trügerische Sicherheit

Der Tabakbauer Valdari Gularte (FOTO) arbeitet für *Souza Cruz*, einen der größten brasilianischen Tabakkonzerne. 16.000 bis 18.000 Setzlinge pro Hektar setzt er von Hand. Später muss dann jede einzelne Blüte entfernt werden, damit alle Kraft in die Blätter geht. Von den Herbiziden gegen das Unkraut und den Pestiziden gegen Schädlingsbefall sei er krank geworden. Er holt sich Tagelöhner, um die Spritzarbeiten durchzuführen. Krankheiten, Feuchtigkeit, Trockenheit – es gibt zahlreiche Gefährdungen für die Pflanzen, die die Qualität beeinträchtigen. Das Pflücken der Blätter ist Handarbeit, Blatt für Blatt für Blatt. Anschließend werden sie gebündelt und

im Trockenraum getrocknet. Hier drohen weitere Gefahren für die Qualität, draußen trägt der enorme Holzbedarf für die Befeuerung zum Verlust der Wälder bei. Und dann sitzt der Bauer tagelang in dem Schuppen, in dem er die getrockneten Blätter lagert, und sortiert sie einzeln nach Farbe, Größe, Beschädigung, Verfärbung – wieder Blatt für Blatt für Blatt. Die Firma unterscheidet 60 Qualitätsstufen, er schafft gerade einmal drei grobe Kategorien. Abschließend werden die Blätter zu dicken quadratischen Ballen gepresst, jeder 60 Kilo schwer. Die Firma holt die Ballen ab. In der Fabrik findet dann die abschließende Kontrolle statt – ohne den Bauern. Der bekommt das Ergebnis nur noch mitgeteilt – und meist ist die Qualitätseinstufung niedriger als durch ihn selbst. Wenn ihm das Ergebnis und der Preis nicht passen, so die Firma zynisch-großzügig, könne er ja seine Ware wieder abholen und woanders verkaufen.

„Wir könnten weit mehr verkaufen, als wir produzieren“

Die fünf Familien der Gruppe AAFA in Campo Alegre, die meisten Nachfahren italienischer Einwanderer, sind zur Verarbeitung von Zuckerrohr und damit zu „höherer Wertschöpfung“ übergegangen. Das frisch geerntete Zuckerrohr wird gepresst, die *garapa*, der süße Saft eingekocht, beim Erkalten gerührt, gesiebt, abgewogen und verpackt. Die kleine Fabrik mitten in den Bergen im nordwestlichen Rio Grande do Sul war für sie ein hohes geschäftliches Risiko. Um die Kreditbelastung nicht zu groß werden zu lassen, sind sie Schritt für Schritt vorgegangen, beraten und angeleitet von der nichtstaatlichen Entwicklungsorganisation CAPA. Doch erst nach sieben Jahren begann die Zuckerherstellung, Gewinn abzuwerfen. Bis dahin hatten sie jeden *Real*, den sie verdienten, in die Fabrik gesteckt. Jetzt erzeugen sie 50.000 Kilo braunen Zucker im Jahr. Bei der *Zafra*, der Ernte, beschäftigen sie zusätzliche Landarbeiter, Bauern kaufen sie das Holz für den riesigen Dampfkessel ab. So schaffen sie Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten.

Die Mitglieder haben sich im kleinen Versammlungsraum neben der Fabrik zusammengefunden. Der *Chimarrao* macht die Runde, das Mate-Getränk der Gauchos. An dem heißen Gefäß aus dem Unterteil einer Kalebasse wärmten sich die Viehtreiber während der kalten Nächte in der Pampa die Hände, und immer noch ist der Chimarrao laut Werbung das Getränk „für die, die wirklich arbeiten“. Rosalina Pagliari gießt aus einer Thermoskanne ständig heißes Wasser auf die gehäckselten Mate-Blätter nach und reicht das reich verzierte Gefäß herum.

Die Zuckerrohrverarbeitung rechnet sich, erklärt Décio Agostini, Präsident der Kooperative Agroökologischer Familienbetriebe, Cooperfas, in der AAFA Mitglied ist. Und er hat die Zahlen parat: 1000 Kilo Zuckerrohr bringen bestenfalls 50 Real, dieselbe Menge, zu Rohrzucker verarbeitet, aber 300 Real. Nach Abzug der Kosten bleiben immer noch 60 Real. Allerdings bremsen Schwierigkeiten in der kleinen Kooperative immer wieder den Elan. „Kapitalist“, schnaubt Décio über einen Abtrünnigen, der die Gruppe verlassen hat. „Dem geht es nur um's schnelle Geld“, schimpft er. Und außerdem hätten ihm die gemeinschaftlichen Entscheidungsprozesse, die Postenrotation, die Gleichberechtigung im Kollektiv nicht gepasst. „Der schlimmste Feind ist der Individualismus“, klagt Rosalina, „Die Geduld fehlt“, ergänzt Décio. Andere wieder wurden durch die Vorstellung abgeschreckt, sich möglicherweise von einer Frau an der Spitze der Gruppe etwas sagen lassen zu müssen. Die „Agroökologie“ verlangt nicht nur die Arbeit auf dem Feld, sondern auch langwierige und kontroverse demokratische Prozesse wie Beratungen, Planung und Weiterbildung in der

Kooperative.

Dennoch hat Décio ehrgeizige Pläne: Eine Verdreifachung der Produktion sei durchaus drin, meint er. Der organische Zuckerrohr-Anbau bringe mindestens genauso hohe Erträge wie der konventionelle Anbau bei wesentlich geringeren Kosten. Und verkaufen könnten sie ihren Rohrzucker mit Leichtigkeit. Aufkäufer von Supermärkten würden ihnen die Türen einrennen. Sie könnten auch zusätzliche Mitarbeiter brauchen. Schon jetzt sind sie zusätzlich zur Feld- und Hausarbeit bis zu 200 Stunden im Monat in der Fabrik tätig. Die neuen Arbeitsplätze könnten die Abwanderung stoppen, hoffen sie, und einen Beitrag zur Erhaltung ländlicher Räume leisten. Der Sohn von Rosalina ist bereits aus der Stadt zurückgekommen.

Eigenes Saatgut

In Canguçu, einem kleinen Ort in den Hügeln unweit von Pelotas, betreibt der Genossenschaftsverband UNAIC, ein Zusammenschluss von mehreren Gruppen aus der Region, eine Anlage, in der Saatgut, das die Bauern auf ihren Feldern vermehren, gereinigt, sortiert und verpackt wird. Darneci Rodrigues Cardoso zum Beispiel baut in einer Gruppe mit sechs anderen Biobauern-Familien seit zehn Jahren schwarze „pommersche“ Bohnen und Mais für die Saatgutherstellung an. Andere Gruppen produzieren Saatgut für mehr als zwei Dutzend weitere Arten. Zwar bietet auch der Agrarhandel ein breites Angebot, doch war das für ihn zu teuer, erklärt Darneci. Dagegen sind die *Sementes crioulas*, das einheimische Saatgut, weitaus billiger und können zudem in der nächsten Saison wieder ausgesät werden.

Sein Saatgut bringt Darneci Cardoso fast doppelt so viel ein wie der Verkauf von Mais als normale Ware. Er verdient damit ungefähr 350 Real im Monat, was in etwa dem offiziellen Mindestlohn entspricht. Eigentlich macht sich UNAIC mit billigem Saatgut, das zudem nicht jede Saison neu gekauft werden muss, den eigenen Markt kaputt, aber darum geht es gar nicht vorrangig: „Wichtig ist, die Versorgung sicherzustellen“, sagt Cléo de Aquino Ferreira, Präsident von UNAIC. Außerdem leistet die Gruppe damit einen Beitrag zur *In situ conservation*, wie die Fachleute es nennen, der Erhaltung von Sorten, die vom Aussterben bedroht sind, auf dem Feld, in ihrer natürlichen Umgebung, anstatt in den Kühlräumen einer Genbank. Ständig sucht sie weitere traditionelle Sorten, etwa auf Märkten, wo Bauern Saatgut untereinander tauschen, um sie in ihr Schutzprogramm aufzunehmen.

„Wir brauchen Alternativen“

Bis vor kurzem noch musste die „Agroökologie“ allein zurechtkommen. Staatliche Unterstützung floss an die reicheren Bauern. Das neue Kleinbauerngesetz von 1995 war ein erster wichtiger Schritt des Wandels. Damit können jetzt auch Familienbetriebe Kredite bekommen. Und mit Präsident „Lula“ da Silva von der Arbeiterpartei PT ist es in den vergangenen Jahren noch besser geworden. Inzwischen fließen immerhin 20 Prozent des Agrarhaushalts an die Familien-Landwirtschaft. Es wächst die Einsicht in der Politik, dass Familienbetriebe eine Chance sind für die Millionen Landlosen, für arme Familien oder für die Rettung der Städte vor dem Kollaps. Auch Berater von EMATER arbeiten inzwischen mit CAPA zusammen.

Rückenwind erhalten sie auch – so überraschend es klingen mag - durch die Globalisierung. Denn die Entwicklungen der Weltpolitik reichen bis nach Rio Grande do Sul. Wenn in Europa Gesetze das Rauchen einschränken, trifft das die Region, in der ein großer Teil des Tabaks für den Weltmarkt und die Zigarettenindustrie angebaut

wird. Dass rauchfreie Kneipen in Europa oder den USA auch für sie ein Thema sind, haben der Vize-Bürgermeister Liro Vollbrecht und der Landwirtschaftssekretär Carmo José Mayer von Vera Cruz, einer Gemeinde mit 23.000 Einwohnern, erkannt. In den 1960er Jahren haben hier Militärregierung und US-amerikanische Agrokonzerne das größte Tabakanbaugebiet Lateinamerikas mit zahlreichen Fabriken geschaffen. Umstellen heißt heute für sie die Parole, Alternativen zum Tabak schaffen, und zwar möglichst mehrere.

Eine dieser Alternativen heißt für sie „Agroökologie“. Anders als bei Tabak wächst dafür der Absatzmarkt, die Erzeugnisse sind gesund, die Umwelt bleibt intakt, Voraussetzung für eine weitere Alternative, den Tourismus. Regionale Wirtschaftskreisläufe werden gestärkt – anstatt Geld für Nahrungsmittel von außerhalb des Distrikts oder des Bundesstaates auszugeben, bleibt es im Lande. Damit wächst auch die politische Unabhängigkeit und sinkt die Erpressbarkeit durch Tabakunternehmen und Weltmarkt. Dass diese Umstellung gegen den Widerstand der Tabakindustrie nicht einfach ist, räumen die beiden Lokalpolitiker ein. Die Beziehungen zur Industrie „sien nicht gerade entspannt“, sagt der Landwirtschaftssekretär, „aber es herrscht auch kein Krieg“.

Ohne Frage hat sich die organische Bauernbewegung etabliert und ist zu einem Faktor geworden, mit dem Politik und Wirtschaft rechnen müssen. Die Bauern sind heute gut organisiert und können daher zumindest auf lokaler Ebene politisch Druck machen. CAPA, eine der ersten und inzwischen bekanntesten Organisationen, ist längst eine von vielen Organisationen, die die kleinbäuerliche Landwirtschaft und den ökologischen Anbau fördern. Gruppen wie UNAIC, die ihr eigenes Saatgut produzieren, wie 'Sul ecológica' von Loro Bosenbecker oder wie AAFA mit ihrer Zuckerfabrik, sind Teil einer breiten, artikulierten und stärker werdenden Agrarbewegung. Zahlreiche weitere Organisationen, z.B. die Landlosenbewegung MST, Beratungsorganisationen für alternative Technologie wie CETAP und zivilgesellschaftliche Organisationen sind inzwischen entstanden. Gleichzeitig brechen andere Möglichkeiten, wie der Tabakanbau, als Option für Kleinbetriebe, sich noch von der Landwirtschaft zu ernähren, weg, was weiteren Rückenwind für die agroökologische Landwirtschaft schafft. So könnte es durchaus sein, dass die Entwicklung der Agroindustrie und die Globalisierung sie nicht mehr nur bedrohen, sondern ihnen auch in die Hände spielen.

„Solidarische Kommerzialisierung“

Natürlich sind Décio und die anderen Mitglieder der Genossenschaften stolz darauf, dass ihre Produkte es in die Regale der Supermarktketten geschafft haben. Zeigt es doch nicht nur, welche Akzeptanz Bioprodukte inzwischen erreicht haben, sondern auch, welche Fähigkeiten die Genossenschaften entwickelt haben, um die Anforderungen von Unternehmen und Konsumenten an Verpackung, zuverlässige Lieferung und gleichbleibende Qualität zu erfüllen. Aber es kann auch Abhängigkeit von Umsatzzielen der Geschäfte und Marketingstrategie anderer Hersteller bedeuten.

Ein weiteres wichtiges Standbein sind daher die Bioläden, von denen 'Sul ecológica' allein in Pelotas drei betreibt. Auch die zahllosen Öko-Wochenmärkte, die regelmäßig und mit wachsendem Zulauf in Pelotas, Erechim oder Porto Alegre abgehalten werden, sind nach zaghafte Anfängen inzwischen aus vielen brasilianischen Städten nicht mehr wegzudenken. Mit dem staatlichen Ernährungsprogramm *fome zero*, „Null Hunger“, hat sich für die Familienbetriebe ein weiterer Absatzmarkt aufgetan:

Weil ihre Produkte nicht nur gesünder, sondern oftmals auch billiger sind, erhalten sie den Zuschlag, wenn Gemeinden den Einkauf von Nahrungsmitteln für arme Familien oder Schulspeisungen ausschreiben. Dann liefern die Genossenschaften Saft, Reis, Bohnen, Kartoffeln, Gemüse und frischen Fisch, ein logistischer Kraftakt, zu dessen Bewältigung ein breites Netzwerk von Erzeugern, Gemeinden und Zivilgesellschaft entstanden ist. Dieses „System solidarischer Kommerzialisierung“ hilft Produzenten und Verbrauchern gleichermaßen, sagt Rita Surita, die CAPA-Koordinatorin in Pelotas, und stärkt die organische Landwirtschaft weiter.

Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser

„Ich vertraue ihnen“, sagt die Stammkundin auf dem Biomarkt in Pelotas. Doch Kunden, die nicht den direkten Kontakt zu den Erzeugern haben, wollen ein Ökolabel sehen. Supermärkte verlangen Sicherheit, und für den Export müssen die Produkte erst recht zertifiziert werden. Das kostet allerdings, denn die Standards setzen die Zertifizierungsorganisationen, und ihre Überprüfung erfolgt durch externe Experten, Labors und Tests.

Ederson Wuaden ist so etwas wie ein Barfuss-Zertifizierer. Der 24 Jahre alte Sohn der Familie Wuaden, die der Gruppe Linha Florestal in Alto de Bela Vista angehört, ist Mitglied eines „Ethik-Komitees“ des Netzwerks Rede EcoVida. Gemeinsam mit zwei anderen Bauern und einem Agrarökonom besucht er Bauerngruppen, die ein Ökosiegel von EcoVida beantragen. Anbaumethoden und Arbeitsweise werden besprochen, Felder und Verarbeitungsbetriebe geprüft. Auf Grundlage des Komitee-Berichts entscheidet dann eine Vertretung der lokalen Gruppe von Rede EcoVida über den Antrag. Das Siegel, das nicht nur ökologische Qualität, sondern auch die sozialen Werte gemeinschaftlicher Produktion bescheinigt, gilt dann für alle Mitglieder der Gruppe und für alle Produkte.

Angesichts der wachsenden Nachfrage nach Bioprodukten ließen sich – marktwirtschaftlich gedacht - leicht höhere Preise durchsetzen. Die meisten Kunden sind bereit, mehr zu zahlen als für herkömmliche Ware. Doch die agroökologischen Bauern stellen die verblüffende Frage: Warum sollen unsere Produkte eigentlich teurer sein? Ihr Anbau erfordert keine teuren Produktionsmittel wie Kunstdünger, patentiertes Saatgut und Agrargifte. Durch die regionale Vermarktung sind die Transportwege kurz, auch diese Kosten sind also niedrig. Natürlich müssen auch die Bauern ihre Ausgaben wieder hereinbekommen und wollen zudem etwas verdienen. Aber genauso wichtig ist ihnen die „Bewusstseinsbildung“. So dienen Wochenmärkte neben dem Verkauf und dem Verdienst auch dazu, die Idee der „Agroökologie“ zu verbreiten. Wie Décio von der Genossenschaft Cooperfas drastisch deutlich macht, funktionieren die Kooperativen nicht bedingungslos nur und ausschließlich nach dem „Geldkalkül“. Auch für die Familie Wuaden hat die Ernährungssicherung absoluten Vorrang. Nächste Priorität ist dann, die Unabhängigkeit weiter auszubauen. Die Zisterne, in der die Familie Regenwasser sammelt, ist ein solcher Schritt. Sprit aus Zuckerrohr für den alten Traktor und eine Solaranlage sind noch Zukunftspläne. Doch Schritt für Schritt haben sich die agroökologischen Familienbetriebe im Süden Brasiliens aus dem Netz der Abhängigkeiten befreit, das von Agrarkonzernen, Großgrundbesitzern, der Regierung und den alten Genossenschaften geknüpft wurde – und sie sind stolz darauf.

Markt ja, rücksichtslose, ausschließlich auf Gewinn und Verdrängungswettbewerb

orientierte Marktwirtschaft nein, so lässt sich diese Position vielleicht knapp zusammenfassen. Es ist die Vision einer Ökonomie, die sich der reinen Marktlogik, in der Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen, entzieht und stattdessen auch sozialen, gemeinschaftlichen Anliegen wie Familie, Kirchengemeinde, Organisation, Weiterbildung, Versammlungen, sozialem Leben und Solidarität Raum und Zeit lässt. Für die klassische Ökonomie sind das Faktoren, die wirtschaftlich nicht zählen, für die „Agroökologie“ ein notwendiger Bestandteil, auch wenn sie Produktivität und Gewinn schmälern. Doch Bauern wie Loro wollen nicht nur auf dem Acker stehen und für die Steigerung des Bruttosozialprodukts arbeiten, sondern auch ein Leben jenseits der Ökonomie, der Umsatzsteigerung und Kreditabzahlung führen. „Wir könnten weitaus mehr produzieren“, sagt er, aber ein „gutes Leben“ sei ihm wichtiger. Was vor wenigen Jahren noch wie die hoffnungslose Spinnerei einiger Eigenbrötler, denen Werte wie Genügsamkeit und Gemeinschaft wichtiger sind als Profit, und wie die rückständige Romantik einer überholten, selbstgenügsamen Landwirtschaft aussah, hat sich inzwischen zu einer tragfähigen, durchaus zukunftsweisenden Alternative entwickelt.

Uwe Hoering

Aus: Wer ernährt die Welt? Bäuerliche Landwirtschaft hat Zukunft, hg. vom Evangelischen Entwicklungsdienst (EED), Bonn Mai 2008, Volltext pdf-Datei: http://www.eed.de//fix/files/doc/EED_Baeuerliche_Landwirtschaft_08_deu.pdf